

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 29

Artikel: Ds Meitschi
Autor: Hutmacher, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Albert Anker

der Maler heimatlicher Schönheit und Freude

zum 30. Todestag am 15. Juli

Nicht wegen seiner Gegenständlichkeit, nicht weil er mit besonderer Vorliebe die Menschen des Bernbiets gemalt hat, ist der Berner Albert Anker ein Prediger der Freude, sondern weil sein ganzes Lebenswerk in froher Lebensbejahung wurzelte, in einer seligen, dankbaren Naturliebe, aus der ihm immer neuer Stoff und neue Schaffenslust mit jedem Blick zuwuchs.

Wer kennt nicht seine kongenialen Illustrationen zu GottshelFs Werken, wem sind nicht schon Bilder von bernischen Bauern und Mädchen aus seiner Hand begegnet, wer hat nicht mit Entzücken die Gemälde „Krippe“, den „Gemeindeschreiber“, die „Kappeler-Milchsuppe“ oder die wiederum aktuell gewordenen Zeitgemälde vom Uebertritt der Bourbakiamtee gesehen und bewundert? Wohl nur wenige schweizerische Maler außer Böcklin und Hodler sind so oft reproduziert worden wie Albert Anker, von dem manch schönes Blatt in den guten Stuben im ganzen Schweizerland von der Wand leuchtet.

Und wie seit dem Tode Gottfried Kellers, dessen Werk uns nicht ferner, sondern herzlich näher gerückt ist, so geht es auch mit den Bildern Albert Ankers. Dreißig Jahre sind dahingeflossen, seitdem der Anker Meister für immer seine Maleraugen schloß, aber in diesen drei Jahrzehnten hat sich die Zahl der Freunde und Liebhaber seiner Kunst vervielfacht.

Am 1. April 1831 kam er als zweites Kind eines Tierarztes in Ins, dem bernischen Seeland, zur Welt, dem er auch zeitlebens seine treue Anhänglichkeit bewahrt hat. Nach Absolvierung des Berner Gymnasiums, in welchem er schon frühzeitig sein zeichnerisches Talent offenbarte, wurde er von seinem Vater ausersehen das Amt eines Predigers auszufüllen und deswegen auch an die Universität Halle gesandt. Aber die Gottesgelehrtheit gefiel Anker nicht so sehr wie Gottes Natur und bald setzte er es bei seinen Eltern durch, doch Maler werden zu dürfen. So vertauschte Anker den Hörsaal mit dem Atelier in Paris, wo er bei dem damals berühmten Charles Gleyre in die Lehre trat. Gleyre setzte die Schule des großen franz. Malers Jean August Dominique Ingres fort, zum guten Glück tappte der junge Maler nicht blind in die Spuren seines Meisters und geriet nicht in jenen nervösen Ektrozismus hinein, zu welchem der feine Kenner Rafaels seine Jünger erzog. Immerhin hat Anker zuerst sehr gleyrisch gemalt,

sich aber bald davon befreit und seinen Meister zeitlebens hoch geehrt.

1859 gelang es dem jungen Künstler erstmals im Salon öffentlich auszustellen und bis zum Jahre 1890 ist er dann dort immer mit Gemälden vertreten. Den Sommer verbrachte er stets im heimatlichen Ins, um während der Wintermonate während einiger Zeit das Leben in Paris zu genießen. Sein erstes größeres Bild „Nachmittagsgebet“, auf welchem ein Mädchen seinen zwei kleinen Geschwistern und dem Großvater aus der Bibel vorliest, erregte sogleich Aufsehen und die Kunstkreise begannen sich für den Maler lebhaft zu interessieren. Dann folgten die zahlreichen anekdotischen Gemälde, die mit poetischer Kraft Gruppen und Menschen aus der Heimat bei der Arbeit, beim Feiern und in der Kirche zeigten. Schon 1867 erntete er mit dem Gemälde „die kleinen Blaustrümpfe“ die goldene Medaille und bald darauf weist man auf einer Ausstellung dem Bilde „Kappeler-Milchsuppe“ einen Ehrenplatz zu. Weite Verbreitung als Reproduktion fand sein „Pestalozzi und die Waisen von Stans“, das zahlreichen Schultuben zum Schmucke gereicht. An der Pariser Weltausstellung von 1878 wird er zum Juror ernannt und die Franzosen ehren ihn mit dem Orden der Ehrenlegion. Noch zwanzig Jahre emsigen Schaffens von 1890—1910 waren ihm in seinem Heimatdorf Ins vergönnt, wo er sich in einem alten Bauernhause ein lichtes Atelier installiert hatte und u. a. die trefflichen Illustrationen zu GottshelFs gesammelten Werken zeichnete, die ihm den Titel „eines GottshelF des Stiftes“ eintrugen, so lebenswahr und lebendig sind diese Zeichnungen geraten. So hat Anker viel zum GottshelFoerständnis beigetragen und ist damit für bodenständiges Schweizertum eingetreten. Ein Pfeifchen rauchend, selbst eine GottshelFfigur, saß er oft vor seinem Hause auf dem Bänkehen neben der Scheiterbeige, las dabei aus Schriften des Lüzelflüher Pfarrers und blickte ab und zu auf in den schönen Abend hinein. Im heißen Sommer 1910, zu der Zeit, als das Korn den letzten Saft in die Ähren trieb und der Duft des Heus über die Felder zog, sank dieser Freund der Landschaft, ein Opfer des Senfemannes, ins Grab, damit erlosch die Schaffenskraft, aber geblieben ist uns ein schönes und tiefes Bekenntnis der Heimatliebe, denn solche strahlen die Zeichnungen und Gemälde Ankers aus.

Paul Frima.

Ds Meitschi

Von Hermann Gutmacher

Die hütegi Juget weiß gar nümme was das eigentlich ischt, es „Meitschi“. Mi het hürmehi so allergattig Usdrück, aber mir chas doch fene so guet wie dä wo albe die Alte no bruucht hei. Stubemeitschi hei sie ne gseit. Särwiertochter namset me se hüt. Aber warum chöi mir das nid grad so gut dütsch säge? Chällnere ghöre sie nid gärn, u sie hei rächt. Sie hei ja hüttigs Tags o nümme vil mit em Chäller z'tüe. Fräulein ischt o so ne Usdruck wo nüt drhinger steckt, als es chalts Wort. Drum düecht mi geng no, „Meitschi“, das isg so ds heimeligste u ds beschte.

Aebe, das Meitschi won ig von ihm möcht brichte het Marie gheiß. Es ischt im Huus näbe mir gwohnt, all Tag i d'Chronen un am Abe ume hei. I ha nid numen ihns vil gseh,

o dr Vater u d'Muetter han ig guet g'chennt. Chäller Hans, äbe sy Vater, wär eigentlich vo Bruef Schreiner gsi. Aber wie n-es so geit i dene schlächte Zyte. Meh als ds halb Jahr het er ke Arbeit gha. D'Muetter het hin u wider es Taglöhdnli verdienet mit em Puße. Aber, wie hätt das sölle möge glänge, we no vier Ching deheime gsi sy wo i d'Schuel müesse hei?

Ds Marie hätt lieber öppis angersich gmacht, das han ig scho gwüßt. Es hätt wölle Nägere lehre. Aber won es vom Herre gsi ischt, hets nid drzue möge glänge. Es müeß so gly wie mügli hälfte verdienet, hets gheiß, daß me si mög uber Wasser bhalte. Zericht isch es i dr Chronen gsi als Chuchmeitschi u nachher du, won es ds Alter gha het, i dr Gachstube als Stubemeitschi.

(Fortsetzung auf Seite 731)

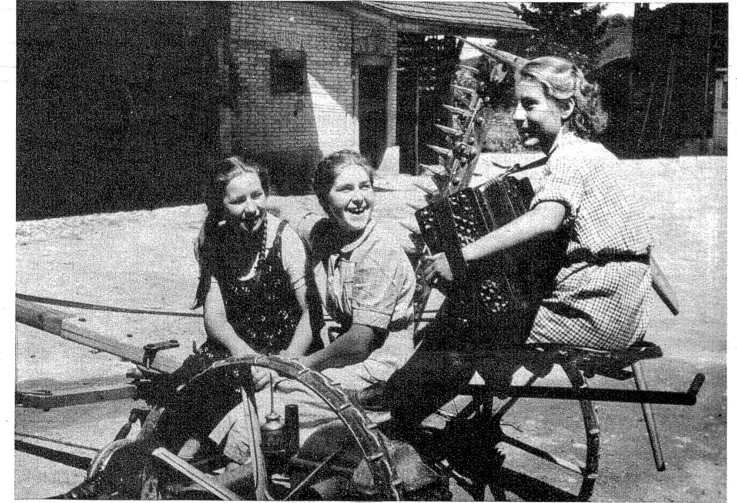
TRUDI...



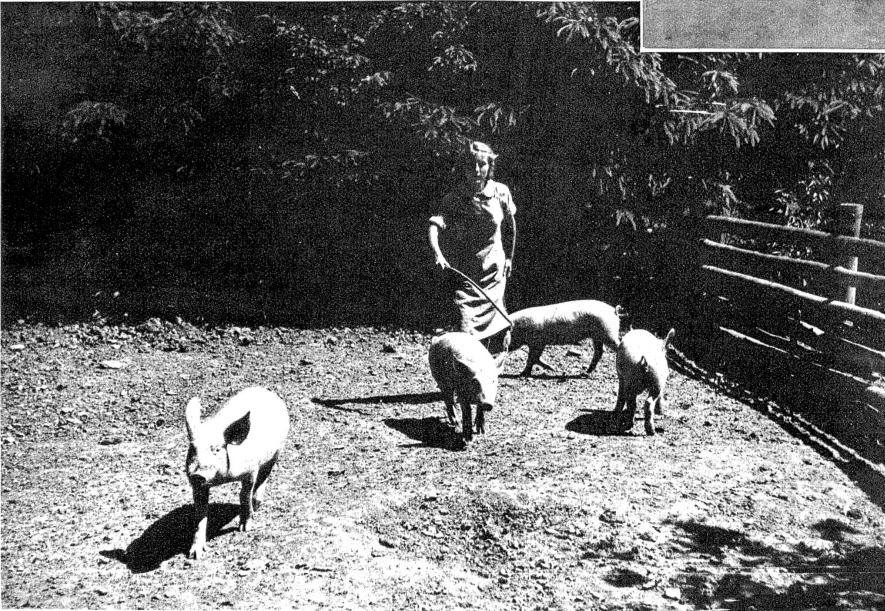
... DIE HELFERIN AUS DER STADT



Munter und froh geht es mit der Schulkollegin Greti und der Tochter des Bauern ins Feld zum Heuen.



Im Bunde mit den Kolleginnen wird allabendlich noch gemütlich musiziert und gesungen.



Sogar beim Eintreiben der Schweine stellt Trudi ihren Mann — eine Arbeit die gar nicht immer so einfach ist, denn die Schweine sind oft gar launische Tiere.

Eigentlich müßte jetzt die fünfzehnjährige Trudi aus Bern auf der Schulbank des Berner Seminars sitzen, doch der Not der Zeit weiß momentan ihre Kräfte nützlicher auszunutzen. Wie viele andere Schulkinder aus der Stadt, so ist auch Trudi B. aus Bern dem Notruf der Bauern gefolgt und ist gegenwärtig eine brauchbare Stütze auf einem großen Gut im Bernbiet. Ueber ihre ungewohnte Arbeit auf dem Lande berichtet sie in einem Brief an ihre Eltern, den wir hier mit einigen Kürzungen veröffentlichen wollen.

Meine lieben Eltern!
Endlich finde ich Zeit, Euch einige Zeilen zu schreiben. Ihr werdet sicher neugierig sein, wie es mir im Hilfsdienst auf dem

Land geht.
Meine Schulkameradin Greti und ich arbeiten den ganzen Tag, und am Abend find wir froh, beizeiten ins Bett schlüpfen zu können.

Nun will ich Euch erzählen, was wir alles auf dem Bauerngut zu tun haben.

Um 5¼ Uhr ist Tagewacht. Nachdem wir unser Zimmer in Ordnung gebracht haben, müssen wir die Knechtzimmer betreten. Trotz des Stallflüßleins, das die schmutzigen Holzschuhe und Leberkleider ausströmen, mache ich das gerne.

Bald ruft das Hörnli zum Morgeneffren. Das ist nämlich lustig! Greti und ich reißen uns darum, das Hörnli zu blasen.

Oh, wie uns die herrliche Bernerrösti und das würzige, selbstgebackene Bauernbrot mundet!

Nach dem Abwaschen geht es mit den Gabeln aufs Feld. Nun wird das gemähte Gras geworbet. Diese Heuarbeit gefällt mir sehr. Das ist etwas anderes, als auf der Schulbank zu sitzen und an einer Probe zu schwitzen. Gewiß, zuerst schmerzten die Arme und die Blasen an den Händen. Die Sonne meinte es auch sehr gut mit uns, und Greti und ich haben sogar den „Brünner“. Doch das ist jetzt vorbei, und wir beide haben Freude an unserer Arbeit und empfinden dabei eine schöne Befriedigung.

Eines vom schönsten ist das Züni und Zvieri auf dem

Links oben: Ist die Feldarbeit erledigt, so findet man in einem so grossen Bauerngut immer noch allerlei Hausarbeiten zu verrichten. Wenn die Grossmutter des Hauses einen riesigen Korb voll Karoffeln herbeischleppt, dann weiss Trudi was es zu tun gibt. Rechts oben: Einer der schönsten Augenblicke auf dem Feld sind natürlich die Züniipausen im Kreise der ganzen Helferschaft

Felde. Ich esse gewiß doppelt so viel als zu Hause.
Den ganzen Nachmittag sind wir draussen beim Heuen. Dabei helfen uns manchmal hiesige Schulkinder.
Vor dem Abendessen müssen die Blumen begossen, Karoffeln geschält und noch viele andere kleine Arbeiten im Haushalt verrichtet werden.
Zuweilen dürfen wir auch die Hühner füttern oder beim Eintreiben der Schweine helfen.
Etwas herrliches ist unser allabendliches Bad im Bassin des Gartens. Das ist ein wunderbares nach dem Staub und Schweiß des Tages.
Wie ihr seht, geht es uns hier wirklich gut und Ihr braucht Euch nicht zu ärgern, denn wir sind sehr gut aufgehoben.
Durch diesen Hilfsdienst wird Stadt und Land einander nähergebracht, und so habe ich einen interessanten Einblick ins Bauernleben erhalten.
Herzliche Grüsse und Küsse sendet Euch Euer
Trudi.



Im Kreise der Familie, der Knechte und Mägde lernt Trudi die wärschafte Bauernkost kennen, die ihr ganz vorzüglich mundet. Dafür spricht schon ihr ansehnlicher Appetit, den sie nach der strengen Arbeit entwickelt.



Auch Blumen sind da, die allabendlich gepflegt sein wollen.

Riesig waren die Ueberraschung und die Freude, als Trudi im Garten ein kleines Wasserbassin fand, wo es sich herrlich plantschen lässt. Nach getaner Arbeit an der heissen Sonne stürzt sie sich in die Badehosen, um sich den Wohltaten des erfrischenden Nass zu ergeben.



I bi em Marie mängischt begänet, wen es mit syr schwarze Täsche, wo ds wyße Schürzli drinne gsi ischt, dr Chronone zue ischt. Jedes Mal het es mi düecht, es lueg so maßleidig dry. Das het mir nid gfallt. Es ischt albe frücher es so nes ufligs u luschtings Meitschi gsi u drum bin ig o hin u wider i d'Chronone gab luege, was eigetlich dert gang un ob öppis nid i dr Ornig hgg.

Merkwürdig. Dert hätt me ds Marie fascht nimmten ume g'hennt. Jedem het's ungerer gluegt, allne gflattiert u gliebhuuslet. Das het mir nid gfallt. I ha doch süchert ds Marie für nes rächts Meitschi agluegt. Ischt das jehen e settige Houdridou worden un ischt jedem Bueb nachgfahre, wen es nume ghöset het? Das hätt ig de doch nid hinger ihm erwartet gha. U doch isch es mit Müller Frixe, we's mir rächt gsi ischt, so guet wie versproche gfi. Notti het es mit jedem abänglet un ihm ungerer gluegt.

Die Sach het mir gäh z'däichen un i ha mir vorgno ds Marie nid us den Duge z'lah. Ei Ahe, i bi ömel o i dr Chronone ghocket, ischt Samishanfegödel yche cho. Mit Schyn ischt Gödel guet im Chutt gsi u het scho me als eis Glas Wyße gseh gha. Er het ömel nume so um en angere gschlage mit „Gstrüppessen“ u „magere Cheibe“. Das ischt geng es Zeiche gfi, daß ihm dr Wyß unger em Tschüppebläs chly nes Gnuß het agericht gha, bis si de dr Esel sälber im Gstrüpp verlyret gha het. Ds Marie ischt Gödele gab frage was er wöll ha.

„He, öppen e chly Wyße,“ het dä befohle.

„Es Zweierli?“ fragt ds Marie.

„He mira. Oder hescht o Durcht, du Gstrüppesel?“

„Warum nid, we den e guete Luun hescht.“

„So bring e Halben u zwöi Glas, du magere Cheib.“

Ds Marie het die Sach uf e Tisch gstellt, vgschächt u mit Gödele Gfundheit gmacht. Mi hätt's em Meitschi nid agseh, daß es Durcht heig. Es het chumm d'Muuläschpe gneht mit sym Wy. Nachhär het es ds Glas gno un ischt mit hinger e Schächtisch. Gödel ischt mit Schyn scho z'fäpelt gfi für z'gware, daß ds Marie sjs Glas mit ihm nimmt. Erscht won er ume het wölln vshächte het er gseh, daß es fählt.

„Wo heschte dys Glas?“ het er ds Meitschi gfragt.

„Hie,“ macht das u chunnt mit em lääre Stifeli vüre.

„Lue, i mueß drum d'Gleser usryhen u da überchumen ig e chly Durcht.“

Was het das sölle sy? Mir isch es schier trümmelig worde. Het die Chronone ds Marie zu mene settige Süffel gmacht gha? Isch es drum e so zuetunlichs gfi, wil es dr Wy so guet het chönne byße? U vori, won es mit Gödele Gfundheit gmacht het, isch es doch gfi z'luege, wie wen es dr Wy gar nid möcht erlyden u nume zum Nergäße chly tät am Glas süggte. Also het es i Hingerhuet ghestet, daß es niemer het sölle gwahren un jeh ischt ihm dr Schuz hingeruse, wil es no einisch mit Gödele het müeße cho astoße. Es wär nahe gfi für mi, daß ig gäge Betteluse wär; aber dr Gwunger het mi gstoche. I ha welle luege, wie das mit em Marie no ne Ustrag nähm un ob es nid öppe rung Absäg überchöm, wen es däwäg helte. Drum han ig no nes Bächerli bstellt. Wo ds Marie hinger e Schwächtisch ischt, het es ds Wnglas ume mit ihm gno. Das Mal han ihm kes Dug verzoge. I ha doch wolle luege wi e-n-es dr Wy so zügig chönnt aheschütte. Gödel het si jehen asen e chly ergäh gha un ischt schier etnükt. Aber ungerer ischt er ume wachber worde, het dr Hübel glüpf u grüest:

„So, Gfundheit Marie. Wo hescht dys Glas, du Gstrüppesel?“

Ds Marie het gschwing öppis i ds Schwächtbedi gläart un ischt mit em halbvolle Glas ume vüre cho. Aha, jeh het es mir afah tage. Drglyche ta han ig nüt, aber dr Gwunger ischt nume gmeschtet gfi. Sobal daß ig d'Tristig heig, ha mir gseit, wöll ig de wüße, warum daß ds Marie sy Wy usghei.

Es ischt nümme vil Läbe gfi i dr Gaschtstube. Am hingerfchte Tisch het dr Chronewirt mit dreinen e Chrüker g'chnodet u süchert ischt niemer meh da gfi als Gödel un ig. Gödel het angands ume dr Hübel uf ds Tischblatt gleit un het dr Bling gno. Jeh syg dr Zyne glüchtig, ha mir gseit, un em Meitschi grüest, i wöll zahle.

„Was ischt mit em Wy, daß du nen usgheischt?“ han is gfragt, won es mir ds Wsegäld vüre zellt het.

Ds Marie ischt rot aglüffe.

„Hescht du das möge gseh?“ het es mi verwungeret gfragt.

„Oh, mi het o Dugen im Chopf u gwahret mängs wo me villicht nit sött,“ machen ig.

Jeh het ds Marie für ne Mömant näb mir abgestellt.

„Ja lueg,“ macht es, „i cha doch nid Wy treiche. Er düecht mi einfacht nid guet u notti mueß i mache, wie wen ne gärn hätt, süchert fluecht dr Chronewirt. Mi müeß verchause wen me chönnt, seit er albe. Settegi Meitschi chönnt är nid bruuche, wo dr Wy nid mögen erlyde. Es ischt mir scho mängischt erleidet wie chalts Chрутt bi däm Särwiere. Jede meint, er chönnt ds Muu a eim abpuzen u mi müeß alls anäh. Das hescht ja sälber ghört, wie mi Gödel tituliert. Mi darf si nid wehre, süchert chönnt me d'Gaschtig vertryben u de hätt mes verderbt mit em Chronewirt. We men eim scho lieber möcht i ds Gficht spöje, so mueß me drzue no fründlich sy. Gfeligermys sy ja nid all e so. Es git o aständig Gficht, wo gseh, daß üsereinein o ne Mönstsch ischt. Aber äbe, vil sy vo der Währig wie Gödel. We nume . . . Aber äbe, Vater ischt usgstüret u Friß het no geng e ke Stell. Was sött i de mache?“

Mängischt verdienen ig ja rächt schön, aber de git es ume Tage, wo eim dr Berleider ahäicht. Gfichter han ig söifenachzg Rappe Treichgäld gmacht, u nachher ischt mir no eine mit vierne Große düerebrönn. Da chascht dr Profit usrächne. Aber we sücht niemer cha verdienen als ig, da mueß i doch luege, daß ig es paar Rappe cha heibringe, daß mir z'ässe hei. Lieber da düere machen als d'Gmein agah.“

Ds Marie het füechti Duge gha, won es umen ufstangen ischt, un i has chönne begryße. Es louft mängi mit polierte Fingernegel, gfärbte Lippen u zwäggrastierten Dugsbrauen umen angere, si gab em Marie nid d'Füetteri, ha mir müeße säge. U doch ischt das numen es angfährts Stubemeitschi, wo nid Gäld het für Hoffert z'mache.

Bierzäche Tag druuf, won ig gäge heizue bi, ischt mir ds Marie uf dr Straß begänet. Es het es Chörbli am Arm gha, u mi het's sym sunnige Gringli vo wytem agseh, daß öppis bsungerigs los icht.

„Was hescht luschtings?“ han is gfragt u mi bin ihm gstellt.

„Machschte Blauen oder hescht hüt frei?“

„Glück han ig gha!“ macht es u lachet über ds ganze Gficht. „Däich, Vater cha syt em Mändig ume gab schaffen u Friß het ändlichen e Stell. Er cha nächschi Wochen als Mechaniker yträte. Jeh söll öpper angerich gab Wy usschütten i dr Chronone. U d'Schlämperligen abtue cha o eini wo's besser ma erlyden als ig.“